

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

171 (25.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Vom Waschen der Sommerkleider

Es gibt keine Frau, die ihre Sommerkleider nicht selber waschen konnte. Und heute in der Zeit der Waschlösung, die überall angedrungen werden, gibt es nichts einfacheres. Da kann man alles selber waschen. Waschlösung, Seidenleider, wollene Kleider, Kostüme usw. Aber leider, wenn man sein Kleid so „mühsam“ gewaschen hat, sieht es oft so fahl aus; da ist es einzuwaschen oder verknumpt, da sind die Farben verbläut oder ausgelassen. „Gott, wie hat der Kaufmann oder Schneider mich da wieder angelehrt!“ „Na, der wird etwas zu hören bekommen, der muß mir das Kleid erweisen!“ Was gibt es da für Alerger und Verdruß, und wie leicht könnte alles vermieden werden, wenn man das Kleid richtig behandelt.

Vor allem: Das beste Waschmittel ist Kernseife oder reine Seifenkiesel; nur wer reine Seife verwendet, wird nie schlechte Erfahrungen machen. Dann beachte man, daß alle Kleiderstoffe aus Wolle keine Waschlösung sind. Ist man geschickt und vorsichtig genug, kann man sie wohl waschen, der Erfolg ist aber nicht sicher. Man sollte die kleine Ausgabe nicht scheuen, solche Kleider einem Reinigungsanstalt zu übergeben, das sie wieder wie neu herrichten kann, es ist immer noch billiger als ein beschädigtes Kleid aus dem Waschtrog zu ziehen.

Auch Seidenstoffe sollte man besser reinigen lassen, man ist dann aller Gefahr entbunden. Beim Waschen ist große Vorsicht geboten. Man verwendet nur gute, feine Seife, setzt nur bei kalter Erhaltung der Farben etwas Essig zu und wäscht, ohne vorher einzumweichen, feinstenfalls heißer als 35 Grad Celsius. Kleider aus verschiedenen Stoffen sind auseinander zu trennen, es ist jede Farbe für sich zu behandeln. Man taucht die Kleidungsstücke öfters ein und drückt sie aus; sie dürfen nicht gerieben werden und nicht naß liegen bleiben, sondern sie müssen sofort nach dem Ausdrücken nicht zu feucht zum Trocknen aufgehängt und dann im trockenen Zustand nicht zu heiß gebügelt werden.

Reinseidene Gewebe sind leicht waschbar, aber auch hier sollte man sich an folgenden erprobten Ratshlag: Zum Waschen verwendet man eine lauwarme Seifenlösung mit etwas Essigsäure. In dieser Lösung wäscht man das Kleidungsstück rasch durch, ohne zu weilen, reiben, wälzen oder wringen. Ganz schmutzige Gewebe legt man vor dem Waschen etwa eine Stunde in einer schwachen Seifenlösung weichen. Man spült hierauf gründlich in lauwarmem Wasser, drückt das Wasser sanft heraus, ohne zu winden, und legt die einzelnen Stücke in ein reines Tuch. Man achtet darauf, daß die Seife auf Seide zu liegen kommt und entfernt vorsichtig den Rest des Wassers. Ein derartig milder Waschprozeß genügt vollständig, um kunstseidene Stoffe sauber zu bekommen. Zum Trocknen legt man das Stück am besten flach hin, ohne es übermäßig der Wärme oder der Sonne aussetzen und bringt es in seine ursprüngliche Form, plättet die noch etwas feuchten Sachen mit weiniger Form, plättet die noch etwas feuchten Sachen mit weiniger Form, plättet die noch etwas feuchten Sachen mit weiniger Form, plättet die noch etwas feuchten Sachen mit weiniger Form.

Auf einen groben Klotz

Professor Dr. S. o. d. der Verfasser des bekannten Buches „Tom und die Frauen“, eine nicht immer gerade Art mit seinen Patienten um.

„Am nächsten Tag der sehr kopulante von seinen Aktien lebende Herr Meier zu ihm.“

„Herr Professor, nennen Sie mir ein Mittel gegen die Gicht.“

„Leben Sie täglich von 2 Marx und verdienen Sie sich das Geld selber!“, lautete die treffende Antwort.

Dr. Eduard Reusch, weiland Professor der Physik in Tübingen, war nicht nur ein hervorragender Gelehrter, sondern auch ein humorvoller Lehrer. Doch war er so mit seiner Wissenschaft verbunden, daß sich seine geistreichen Bemerkungen stets auf sein Fach bezogen.

Als sich einst ein Student die Rechenfolge der Regenbogenfarben nicht merken konnte, gab ihm der Professor folgenden Gedächtnisrezept:

„Sein Regenbogen ist rot oben, gerade wie bei den Rothhaaren.“

Als er einmal eine an ihn gerichtete Frage aus dem Kopf nicht beantworten konnte, griff er zu einem Buch mit den Worten:

Die Himmelschühe

Novelle von Louise Schulz-Brüd
Copyright by Heise u. Becker Verlag, Leipzig
(Nachdruck verboten.)

Er war sehr unangenehm überrascht, als die Lies meinte, das sei nicht gut, das sei ihr zu riskant, mit so was neckte sie sich nicht.

„Lassen Sie“, sagte er ärgerlich. „Da ist gar nichts anderes zu tun, als daß der Mann kühl und rubig liegt, zu trinken bekommt, damit angesetzt wird. Vorläufig muß sich doch erst herausstellen, wie es wird.“

Er sah den Kranken noch einmal an und suchte bedeutungsvoll die Lippen.

„Mir scheint, er wird Euch nicht viel zuschaffen machen, Lies, und nicht lang.“

Seine skorpionen Augen gingen von dem Kranken zu der Lies. Und er blinzelte erkaunt:

„Na, Lies! Was sind denn das für Gesichtchen? Ihr werdet doch wenn Ihr vom Sterben hört. Seit wann seid Ihr denn so hässlich, Lies? Das kenn' ich ja nicht an Euch.“

Die Lies nahm sich zusammen.

„Ich hab' meinen Kopfwehdas, Herr Doktor. Da ist mir schon schonen Tag so schlecht. Und wenns denn so ist, da muß ich ja alle was, das ist eine Schlimme, und die kann auf den schweren Mann nicht regieren.“

Eine Viertelstunde darauf war der Doktor gegangen und die Lies lag allein in der fast dunklen Stube bei dem zu Tode gezeichneten Mann, der nun häufiger stöhnte und ein heiseres Lächeln bekam. Sie legte ihm kühlende Umschläge auf die Stirn, drückte keine brennenden Wippen, verjagte die Fliegen, die ihn zu dem Morgen anzu heraufließen, der Himmel sich rötete, die Sonne ihren Weg antrat.

An manchem Kranken und Sterbebette hatte sie gesehen in den letzten Jahren, hatte es miterlebt, wie solche dahingingen, die noch zu leben waren auf der Welt, und wie andere wieder gesund wurden, für die ein sanftes Sterbeflüßlein das Bett gemessen wäre, und über all dem Unbegreiflichen hatte sie eigentlich verlernt, über

„Unter so tannenen Umständen kann ich mich auf die eichenen Gedanken nicht verlassen, sondern muß die Buchenen zu Hilfe nehmen.“

Alexander von Humboldt befand sich in einer Gesellschaft. Die Rede kam auf das Tischrücken. Man erzählte sich Wunderdinge. Der Gelehrte schwieg. Da fragte ihn eine Dame, was er davon hielt und ob er der Meinung sei, daß der Tisch wirklich die beschriebene Bewegung ausführe.

Humboldt erwiderte lachend:

„Na, warum sollte denn der Tisch nicht rücken — der Klügere gibt doch immer nach!“

Immanuel Kant gab als Universitätsprofessor in Königsberg am Ende eines Semesters bekannt, daß er noch einige Sondersvorlesungen zu halten gedächte, und zwar über eine Urnebeltheorie.

Vom Unterichtsbeirat befragt, wieviel Tage er wohl dazu noch nötig haben würde, antwortete der Herr Professor ganz in Gedanken:

„Wenn ich am Montag mit der Welterschöpfung beginne, hoffe ich gegen Ende der Woche fertig zu sein.“

Rudolf Birchom hatte einen russischen Studenten der Medizin zu prüfen.

„Indem er auf eine bestimmte Stelle des anatomischen Modells eines menschlichen Brustkorbes zeigte, fragte er:

„Was ist das?“

„Das ist das Leber, Herr Professor!“

Birchom verzog schmerzhaft das Gesicht.

„Da wäre manderlei zu beanstanden, Herr Kandidat. Also erstens heißt es nicht das Leber, sondern die Leber — zweitens heißt es nicht die Leber, sondern die Leber — drittens ist es gar nicht die Leber, sondern die Leber! Werden Sie das alles mit einem Male behalten können?“

Dr. berühmte Physiker Kirchhoff, der Mitbegründer der Spektralanalyse, befand sich in einer Gesellschaft. In die wissenschaftliche Unterhaltung, die gepflegt wurde, plätschte mit einem Mal die sehr naive Frage einer jungen Dame:

„Sagen Sie, Herr Professor, was ist eigentlich der Unterschied zwischen sonder und sonnen?“

Kirchhoff schaute sie einen Augenblick verdutzt an und sagte nach kurzem Nachdenken mit dem ernsthaftesten Gesicht:

„Ja, das ist durchaus nicht so einfach — Sie kennen doch wohl den Chemiker Max von Pettenkofer — sehen Sie, immer verhält sich zu sonnen ungefähr wie Pettenkofer zu Valentiner, aber wie Gulltan zu Gullhof oder auch wie ein Brustföbel zu Braustöbel. — Was Ihnen nun klar?“

Die befriedigte Wissbegierige nickte und die Umstehenden verließen sich ein Lachen.

Das unbekannte München

Von Ernst Soterich

Einst hatte jede Stadt ein unnenbares Eigenes, indem man eben das Wien des Dries begriff.

Die Worte „das Charakteristische, Typische und Milieuhafte“ sagen nichts und sind so verbraucht und abgeschliffen, daß einem dabei das zu Benennende entwischt.

Man kann es schließlich nur erleben. Das, was über die Dächer hinweg, zwischen den Gassen dämmert und sich scheu unter den Torbögen verkrümelt.

Auf Aufschlüssen ist es nicht sichtbar, auch dann nicht, wenn sie foliert sind, briefpapierrote Sonnenuntergänge haben und dreißig Pfennige mehr kosten. Aber dem, der weit entfernt von seiner Heimat lebt, dem wird es durch die Sehnsucht zum Ereignis. Er erlebt den Rhythmus, der am Abend über seine Vaterstadt hinwegzieht. Alle die kleinen Dinge seines Geburtsortes werden ihm nahe gebracht und durch die hindurch erhaucht er eine befehlte Erinnerung.

Aber eine große Not droht jetzt allen Städten. Sie müssen dieses wunderbare Eigenes aufgeben, das in ihnen einzuwar. Einmal war. Unter durchdringlichen, mechanisierenden Feiertag schließt alle feierliche Einfall der stillen und kleinen Geheimnisse zu gleichmäßig glatten Flächen ab, die dazu noch durch die internationale Kultur einen gleichmäßigen Glanz bekommen.

Schau doch nach Wien! Da kullerte und mochte es doch einst im ureigensten Rhythmus, der um den Stephansdom und im Prater gleich stark in der Luft lag.

Auch heute steht noch der Stephansdom, auch heute gibt's noch den Prater. Aber dieser Wunderbar ist dahin. Nur in ein paar schönen „Neueren Gäßchen“ und „Lieben Platz“ liegt noch aufbewahrt. Mit Wehmuth und Sehnsucht! Wien ist heute schon nicht mehr Wien.

Und München wird vielleicht in einer kleineren oder größeren Teile nicht mehr München sein. Und diese Stadt war doch einmal ganz angefüllt mit Geistlichem. Die Spekulationsput, die materielle Kulturbarmadonna, der geschäftliche Amerikanismus und der internationalen Rummel haben schon viel Schönes und Wunderbares auf Nimmerwiedersehen aus der gemüthlichen Münchener Stadt fortgetragen.

Hier wird ein kleinem Wirtshaus abgerissen, weil ein „Bankhaus“ neue Büroräume braucht.

Nur mehr ganz verweht sind in einigen Ecken und Winkeln einige Bilder und Aus- und Einblicke aufbewahrt. Die findet man aber nicht mit dem Stadplan und dem Baudeckel in der Hand.

Viele Kleider wollen in München ja gar nicht mehr leben — als das Glockenspiel am Rathaus, die Solterkammer im Nationalmuseum und die Schenke im Hofbräuhaus am Platz.

Ueber eine der Jahrbrüden geht der Weg. In vielen Gäßchen vorbei, wo am Fensterbrett in der Sonne die Bierkrüge trocknen. Neben Milchladen, Schweinefleischereien und Obst- und Gemüthständen hin. Zur Rechten und zur Linken Mietshäuser und aufgeschlossene Feuermauern, Fabrikhöfe. Aber noch nicht München. Wei-

ter! Die allermeistberühmte und ara berühmte Vorstadt Au liegt um uns. Es reicht nach Döpsen und Mals. Und dann kommen wie ein ungeladener Kinderbaukasten die Altmünchener Herberhäuser, kleiner als Bauernhäuser. Drei, vier und fünf Familien teilen sich in den Besitz einer solchen Wohnstätte. Seit viel mehr als hundert Jahren vererbt und überträgt sich dieses Recht auf die Umwelen von Familie zu Familie. Schon lange wären sonst auch diese gemauerten Kleinodien dem Weg aller Verdinglichung geangenen. Die Stadtverwaltung wollte sie auflösen, abreißen und neue Baupläne gewinnen. Aber mit einem solchen Häuschen kann und darf nur eine Veränderung geschehen, wenn alle drei, vier, fünf Besitzer ausnahmslos einverstanden sind. Und das ist das große Glück gewesen. Darum sind sie uns heute noch erhalten.

Und sie sind unmünchenerisch. Alt und echt. Trinken wohnen fruzrende Schubmachermeister, Tändler, Gaslaternen-Anziinder, Salzföcher, Kruppenfiguren-Händler und Ausräuger.

Vor der Haustüre spielen Kinder „Schuffern“, „Drallern“, und „Räuber und Schandi“. Stief geht die enge Stiege zu den oberen Kammern empor, deren Fensterbretter man noch mit der Hand von der Straße aus erreichen kann. Da wird der Haushälter hineingeleitet, wenn alles in der Küche ist — für diejenige, die es darin am wenigsten lang aushalten und zuerst heimkommen.

Die Kammern und Stiege sind so eng, daß die Kleiderfalten erst bringen in jener Stube zusammengeklappt werden müssen, für die sie bestimmt sind.

Sieht einer im Hause, so wird der Sara draußen vor der Tür auf Schragen gestellt. Und die Reiche wird auf der Straße einaeiselt. Denn: man kann ihn nicht um die Ecke in die Stube bringen. Und die Fenster sind zu winzig.

Kaffeezeruch fliegt über die dreifachbetretenen Dächer hin. Ein stiefendes Vorstadtmädchen begiebt mit einem Koffzug die Geranien vor ihrem Fenster. Die Schulleute gehen hier zu amieren. Die augenscheinliche Gemüthlichkeit verbrat elementare Explosionen. Messerstechereien sind häufig wie Nachtgebete.

„Ganna, laaf — und hal' d' Sanitäts. Der Ludwig ist a' Stocha word'n! Mein Good, vor fünf Minuten ham' i' noch mit'hand' aus oam Halbkrügel trunke.“

Gendarmen und Sanitäts durchlaufen die mondüberflimmten Gassen und schreden die schlafenden Häuser aus ihren nidenden Träumen. Das Auto tutel fremdartig. Wie verirrt. Und dann ist wieder Stille. Der Ludwig wird nach zwei Tagen wieder aus der Klinik entlassen. Und sie trinken alle wieder aus dem „Goldbrügel“ Verjöhnung. Ja, vielleicht nehmen sie dazu sogar einen bodenständigen Koffzug.

Das ist noch so ein letzter verfallener Recken der aussterbenden Altmünchener Eigenart. Diese heimlichen Winkel und Gassen! Jeder Pfasterstein ist urecht. Aber davon steht nichts im Fremdenführer. Und man kann es nicht mit einem Postkartensatz erschotterieren. Eingeschlossen liegt in einem kleinen Raum, den nur wenige kennen.

Zwei Tage und Nächte sah sie noch so. Der Gestürzte reate sich kaum. Nur den Kopf warf er hin und her, und die Bulche-Lies mühte ihm viel Umschläge machen, weil er rot und heiß war. Der Doktor sah bedenklich aus, aber er sagte nichts. Nur einmal, als die Lies meinte, daß der Fritz wohl arge Schmerzen habe, setzte er ihr auseinander, daß er gar nichts wäre. Und so würde er wohl auch hinüberfliegen, obgleich es nicht ausgeschlossen sei, daß er zu sich käme und wieder heil würde. Da lams über die Bulche-Lies wie eine Art Grimm. Wieviel Fein stand so mancher arme Mensch aus, ehe er sich strecken durfte und still liegen, und der da dürfte noch nicht einmal etwas.

Sie mußte nun Tag und Nacht um den Kranken sein. Sie ergrud zu Tode, als sie eines Tages unvermutet heimkam und die Pfett lang hingeworfen auf ihrem Bette lag, und in die Kissen hinein schrie und stöhnte. Es war ihr, als ob ihr Herz stillstehe. Sie hatte die Pfett behütet wie ihren Augapfel, brav und unverdorben war sie, dafür konnte man die Hand ins Feuer legen. Aber war sie selber nicht auch brav und unverdorben gewesen?

„Pfett“, rief sie und küßte, daß ihre Stimme kaum aus der Kehle wollte. „Pfett, was is?“

Aber das Mädchen rührte sich nicht. Nur das Schluchsen verstaumte, der Kopf bobte sich tiefer in das Kissen.

Die Lies fakie sie unfaßt an.

„Pfett, was is? Is dir was passiert?“

Und als das Mädchen nicht antwortete, riß sie sie in die Höhe.

„Was is passiert?“

Die Pfett sah aufrecht auf der Beifante, das Haar hing ihr witz um die Augen, das ganze Gesicht war steckiarot.

„Tant“, achte sie, „o Tant!“

„Mädchen“, rief die Bulche-Lies zornig, „Mädchen, was hast du gemacht? Wer hat dir was getan? Wenn einer sich an dir verüßndigt hat — lud, mit meinen Händen bring ich ihn um.“

Sie hob die kräftigen Hände hoch, aber sie fielen zitternd herunter. „Re“ küßte sie die Pfett und sah ihre Mutter sehen an, „nee, ge-tan hat mit keiner was, aber der Franz.“

„Was für ein Franz?“

„Der Salzen-Franz! Der hat mir gesagt — hat mir gesagt.“

Das Schluchsen erküßte ihre Stimme. Sie warf sich wieder auf das Bett.

„Der Salzen-Franz! Was hast du mit dem? Was hat der dir zu sagen, daß du gonz auseinander kommst?“

(Fortsetzung folgt)

